



Hermann Bausinger

„Fremde“ als Problem der Empirischen Kulturwissenschaft

(Vortrag vor der Arbeitsgruppe „Die Herausforderung durch das Fremde“ am 15. Juli 1994)

In: Berichte und Abhandlungen / Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (vormals Preußische Akademie der Wissenschaften) ; 1.1995, S. 275-296

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus-28571](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus-28571)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Hermann Bausinger

„Fremde“ als Problem der Empirischen Kulturwissenschaft

(Vortrag vor der Arbeitsgruppe „Die Herausforderung durch das Fremde“
am 15. Juli 1994)

Wie in anderen Sozial- und Geisteswissenschaften, so ist auch in der Volkskunde und in den daraus hervorgegangenen Disziplinen (Europäische Ethnologie, Empirische Kulturwissenschaft etc.) der Begriff *Fremde* ein Fluchtpunkt für vielerlei Problembezüge – obwohl und weil er sich als mehrdeutig und fungibel erweist. Aus der verwirrenden Vielfalt vorgegebener oder möglicher räumlicher Grenzziehungen, aus der Beweglichkeit und Verfügbarkeit von Abgrenzungskategorien im sozialen Raum, aus der Fülle von denkbaren Attribuierungen und Unterscheidungen ergibt sich eine große Unbestimmtheit und Dynamik von „Fremde“, die zwar abstrahierend über den Systembegriff zu bannen ist, die sich aber sofort wieder bemerkbar macht, wenn man sich in konkreten Forschungsfeldern bewegt. In den folgenden Anmerkungen wird nicht der Versuch unternommen, die Philosophie und Methodologie *des* Fremden weiterzuentwickeln; vielmehr soll an einer Reihe von Forschungsansätzen gezeigt werden, welche Herausforderungen das Fremde an unser Fach stellt und unter welchen Aspekten Probleme des Fremden in diesem Fach behandelt werden.

Was ich vorzutragen habe, ist kein nach allen Seiten abgesicherter Forschungsüberblick; eher handelt es sich um Impressionen und um einen – sehr stark auf Tübinger Beispielen aufbauenden – Erfahrungsbericht. Dies muß um so stärker betont werden, als gerade in den letzten ein bis zwei Jahrzehnten das Stichwort Fremde in Forschungsprojekten und Forschungsergebnissen immer häufiger auftaucht. Im Jahr 1987 stand der zentrale deutsche Kongreß des Faches unter dem Thema „Kulturkontakt – Kulturkonflikt“ mit dem Untertitel: „Zur Erfahrung des Fremden“. Dabei wurde deutlich, wieviel und wievielerlei auch ohne die kongreßüblichen Verbiegungen und Kostümierungen unter diesem Dach angesiedelt werden kann. Und es wurde deutlich, daß die Konjunktur der Kategorie Fremde verschiedene Ursachen hat:

- Die Auflösung kulturell homogener Gebilde, die wachsende kulturelle Durchmischung läßt Fremdheit stärker in Erscheinung treten.
- Die Selbstverständlichkeit traditioneller Abgrenzungen ist erschüttert, die Definition des Fremden unsicherer geworden (was durch emphatische Ausgrenzungen nicht widerlegt, sondern bestätigt wird) – Fremde ist problematischer geworden.
- In einem Fach, in dem Feldforschung die zentrale Methode ist, erleben auch Forscherinnen und Forscher ihre Fremdheit im Feld unmittelbar. Dies wird teilweise als Beeinträchtigung erfahren, im Sinne der Bemerkung von Clifford Geertz, daß im Land der Blinden der Einäugige nicht König ist, sondern – fremd. Auf der anderen Seite kommen den Forschern all jene aus dem Nicht-dazu-Gehören abgeleiteten Möglichkeiten zugute, die schon Simmel in seiner Skizze vom „Fremden“ herausgearbeitet hat.¹

Daß *Fremde* eine vertrackte Kategorie ist, könnte am schnellsten mit Karl Valentins Dialog „Die Fremden“ demonstriert werden, dessen Denkkapriolen von der weitreichenden Feststellung „*Fremd ist der Fremde nur in der Fremde*“ bis zu der blödelnden Erklärung reichen, was „Fremde unter Fremden“ sind: *Wenn Fremde über eine Brücke fahren und unter der Brücke fährt ein Eisenbahnzug durch, so sind die durchfahrenden Fremden Fremde unter Fremden* (Valentin, 1981: S. 158–160). Aber es genügt eigentlich, auf die im Sprachlichen sichtbar werdende Komplexität hinzuweisen: *Der Fremde, die Fremde, das Fremde* – das sind nicht nur drei, sondern mindestens fünf verschiedene Möglichkeiten. Diese Mehrdeutigkeit wird in den folgenden Beispielen nicht stillgestellt, sondern durchaus ausgespielt.

1. Fremde Anteile in der eigenen Kultur: Eskamotierung und Wiederentdeckung

Angesichts der Bedeutung des Fremden in der jüngeren Forschungsgeschichte des Fachs und in Anbetracht dessen, daß das Bild von Kulturen grundsätzlich kontrastiv, also über andere, fremde Kulturen generiert wird, ist es auffallend, wie wenig in der älteren Tradition unserer Wissenschaft von Fremden und Fremdem die Rede ist. Es ist die Tradition der Volkskunde, einer Ethnologie des eigenen Volks, eine Art erweiterter Heimatkunde. Schon die Entstehung dieser Wissen-

¹ Zur Bedeutung dieses Konzeptes für die Kulturwissenschaft und zu seiner Weiterentwicklung in den Theorien vom „marginal man“ u. ä. vgl. beispielsweise Jeggle, 1972: S. 42–60; Lindner, 1989: S. 15–28.

schaft ist eng verbunden mit einer Absetzung von allem Fremden und mit dessen Ausblendung; der nationale Diskurs war in dieser Wissenschaft keine Einfärbung, sondern konstitutiv. Das Fremde taucht fast nur als negative Folie auf. Bei Friedrich Ludwig Jahn etwa, der der „Ausländerei“ die – als nationale Gesinnung verstandene – „Volkstümlichkeit“ entgegenstellt (Jahn, 1980, S. 325), oder bei Jacob Grimm, der sein monumentales Werk „Deutsche Mythologie“ ausdrücklich gegen die Überschätzung der antiken Mythologie entwirft (vgl. die Vorrede, passim, in: Grimm, 1953, S. VI–XLII). Mitte des 19. Jahrhunderts schreibt Wilhelm Heinrich Riehl den später immer wieder zitierten Passus, in dem er zugesteht, daß sich die Volkskunde mit „oft höchst kindischen und widersinnigen“ Dingen befaßt, daß diese aber „ihre wissenschaftliche wie ihre poetische Weihe durch ihre Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer ganzen Volkspersönlichkeit“ erhalten (Riehl, 1958, S. 29). Das Vergleichen, eigentlich doch eine elementare kulturwissenschaftliche Perspektive, wird unter diesem Aspekt entweder ganz oder in den nationalen Binnenraum (Vergleich der „Stämme“!) zurückgenommen.

Das Fremde in der deutschen Kultur wird dabei weitgehend ignoriert. Ein Beispiel dafür bieten die „urdeutschen“ Märchen der Brüder Grimm, von denen manche bei hugenottischen Familien aufgezeichnet wurden und auf französische literarische Vorlagen zurückgehen. Erst in jüngster Zeit bemüht man sich intensiv, das so entstandene und lange Zeit unbemerkt gebliebene Forschungsdefizit auszugleichen. Ich habe das Problem in einem regionalgeschichtlichen Abriß aufgegriffen, dem ich den Titel gegeben habe: „*Lauter Ausländer ... Die südwestdeutsche Kultur als Importerzeugnis*“ (Bausinger, 1991, S. 58–75). Darin war zu zeigen, daß ein großer Teil der Kultur im deutschen Südwesten von außen hereingetragen wurde; dies gilt nicht nur für die Hochkultur mit ihren kirchlichen und profanen Bauten, ihren Opern und Festaufzügen, ihren literarischen und sonstigen Moden, sondern auch für viele Erscheinungen der Volkskultur und manche alltäglichen Verhaltensdispositionen. Allerdings handelt es sich bei diesem Abriß wie auch bei vergleichbaren Arbeiten aus anderen Regionen überwiegend um eine Ergebnisbilanz; von den Prozessen – also der Erfahrung des Fremden, der Auseinandersetzung mit dem Fremden – erfährt man wenig. Immerhin gibt es immer wieder Belege, die zeigen können, auf welchen Wegen Fremdes eingebürgert, einheimisch wurde.

Da ist etwa der Eintrag aus einer Gerstetterer Hausbibel vom 17. Januar 1647: „Sie sagen, der schreckliche Krieg sei jetzt vorbei. Ist aber noch nirgends ein Fried zu spüren. Überall ist Neid, Haß und schlimmere Ding – der Krieg hat uns so gelehrt. Die Alten sind mit der Gottlosigkeit alt geworden – wie sollten sie's noch lassen können vor unserem Ende? Vom Fleck stehen noch ein paar Häuslein. Wir Leut leben wie die Tier, essen Rinden und Gras. Kein Mensch kann sich denken, daß so etwas vor uns geschehen sei. Viele sagen, es sei jetzt gar gewiß, daß kein

Gott sei. – Die letzten Tag ziehen fremde Leut zu, sagen aus dem Gebirg. Sprechen eine seltsame Sprach. Scheinen mir aber allweg tüchtige Schaffer. Wollen hier bleiben, weil sie daheim vertrieben wegen Ketzerei. Der Benkheler, der Heintzmann, ich und einer von den Fremden taten uns heint zusammen, ob wir nicht ein paar zerfallene Häuslein wieder wohnbar machen könnten. Die anderen sagen all, es sei ja kein Fried, die Kriegsvölker kämen sicher wieder, sei alles ohne Nutzen – wir aber glauben, daß Gott uns nicht verlassen hat. Wir müssen jetzo alle beisammen stehen und Hand anlegen inwendig und auswendig ...“ (Das Dorf, woher kommt es – wohin geht es?, 1954, S. 289). Ein solches Zeugnis vermag schlagartig deutlich zu machen, daß für die Einschätzung und auch für die Eingliederung von Fremden die historische Situation maßgebend ist. Not fungiert hier als Katalysator – die Frage stellt sich, inwieweit dies zu verallgemeinern ist; die zu beobachtende hohe Korrelation von Wohlstand und Ausgrenzung macht die Frage zumindest diskutabel.

Es gibt auch immer wieder Hinweise auf die Fremden als Innovatoren, als „Kulturbringer“; die ersten Kartoffeln sollen beispielsweise von einem Offizier der Waldenser nach Südwestdeutschland gebracht worden sein. Es gibt viele Bestätigungen für Simmels und auch Sombarts (Sombart, 1921, S. 883–895) Blick auf den Fremden, der nicht nur von institutionellen Zwängen befreit ist (etwa vom Zunftzwang), sondern der insgesamt weniger soziale Rücksichten üben muß und frei ist, offen für Neues.

An manchen Stellen wird auch der Reiz des Fremden, seine Anmutungsqualität sichtbar. In die karnevalistischen Bräuche wurden Masken und andere Elemente übernommen, die von italienischen Theatertruppen abgekupfert wurden, und auch bei Devotionalien, bei religiösen Verehrungsgegenständen bedeutet der Charakter oder Anschein von Fremdheit eine Aufwertung.

2. *Fremdes in der Dingwelt*

In einer sehr schlichten kleinen Untersuchung (Bausinger, 1988) habe ich es einmal unternommen, ganz banal nach dem Fremden in der Dingwelt, in der alltäglichen Sachkultur zu fragen. Es ging mir dabei darum, die Erfahrung des Fremden (wenigstens zunächst) abzulösen von zwischenmenschlichen Kontakten, wo sie immer schon sehr viel stärker mit Bewertungen besetzt ist. Doch ging es auch darum zu zeigen, daß auch die fremden Dinge in einem Spannungsfeld der Bewertung erfahren werden, das durch die Pole *Faszination* und *Angst* bestimmt werden kann.

Was fasziniert am Fremden? Erste Antwort: das Ungewohnte, Seltene, Besondere. Einen historischen Beleg dafür bieten die „Raritäten-“ oder „Kuriositätenkam-

mern“, die am Anfang unseres Museumswesens stehen und die mit all dem bestückt waren, was es in der eigenen Umgebung nicht zu sehen gab. Aber auch banale Beispiele aus dem Alltag zeigen diesen Zusammenhang: Ein Ehepaar kauft einen Teppich, einen teuren, handgeknüpften Perser mit Echtheitsgarantie – damit haben sie ein Stück schöne Fremde in die Wohnung geholt. Aber die täglichen Gänge über den Teppich nutzen die Exotik ab, der Staubsauger, mit dem die fleißige Hausfrau unerbittlich jeden zweiten oder dritten Tag über den Teppich geht, saugt neben dem Staub auch die Fremde heraus. Dem Exotischen wächst so langsam aber sicher die Qualität des Gewohnten zu.

Nicht die Dinge verändern sich, sondern die Sicht auf die Dinge. Dabei spielt auch das soziale Umfeld eine Rolle. Mit dem Fremden ist vielfach – ein zweites Merkmal – Prestige verbunden, weil es eben vom Gewohnten abweicht. Die zu Hause vorgeführten und ausgestellten Souvenirs können zum Prestigeträger werden. Das Prestige nutzt sich aber sehr schnell ab, wenn die gleichen Souvenirs im Kunstgewerbe um die Ecke zu Dutzenden angeboten werden.

Nicht immer, aber oft haftet dem Fremden etwas Geheimnisvolles an. Dies immunisiert bis zu einem gewissen Grad gegen den Gewöhnungseffekt. Ein in der Fremde gekauftes normales Schmuckstück verliert den exotischen Reiz schneller als beispielsweise ein Amulett mit fremden Zeichen und Figuren, die nicht ganz zu enträtseln sind. Diese Beobachtung läßt sich übertragen: Die Anziehungskraft, die von manchen esoterisch-exotischen Kulturen ausgeht, liegt zum einen sicher darin begründet, daß diese simple, scheinbar sichere Weltbilder vermitteln; zum anderen aber auch darin, daß sie rational nicht zu verstehen sind, daß also ein Geheimnis erhalten bleibt.

Das Unverständene, Unverständliche bezeichnet nun allerdings auch den Punkt, an dem Faszination in Angst umschlägt. Ein häufiges Merkmal des Umgangs mit Fremdem ist die Unsicherheit: man weiß nicht, wo man dran ist und was dahinter steckt. Gegenüber Dingen hält sich diese Unsicherheit in Grenzen, da man über sie verfügen kann. Sie wächst dagegen bei der Begegnung mit fremden Menschen. Es ist auffallend, wie oft in Reiseberichten und in der Schilderung fremder Völker das Wort *unberechenbar* auftaucht, scheinbar eine objektive Charakteristik, in Wirklichkeit das, was das Wort aussagt: subjektives Unvermögen. Man ist in die spezifische Rechnungsart nicht eingeweiht; deshalb bleiben die Handlungen der Fremden unberechenbar.

Angstreaktionen beseitigen jedoch nicht in allen Fällen die Faszination, die vom Fremden ausgeht. Das eigentlich Charakteristische in der Auseinandersetzung mit Fremdem ist Ambivalenz, wobei die Anteile von Faszination und Angst nicht immer gleich sind. Sie sind jedoch ineinander verschränkt; was Psychologen als „Angstlust“ bezeichnen, weist in die richtige Richtung. In der öffentlichen Diskussion um das Fremde und die Fremden (sie hat in den letzten Jahren auffallend

zugenommen) spielt häufig eine verwässerte Popularisierung psychoanalytischer Erkenntnisse eine Rolle: Die Angst vor dem Fremden wird unmittelbar aus der kindlichen Urangst abgeleitet, die durch die Trennung von der Mutter, durch die Aufhebung der unmittelbaren Symbiose erzeugt wird. Ignoriert wird dabei oft, daß auch diese frühkindliche Erfahrung ambivalent sein muß: Kinder wären gar nicht lebensfähig, wenn es nicht eine sehr elementare Neugier gäbe, die Faszination des Unbekannten, Fremden, das hier schon in der unmittelbaren Umgebung angesiedelt ist.

3. *Exotismus: Fremde in der populären Kultur*

Vor diesem Hintergrund ist auch das Exotische in den Inszenierungen und Artefakten der Popularkultur zu bewerten. Das Fremde spielt hier seit langem – fast möchte man sagen: seit eh und je – eine zentrale Rolle. Dabei handelte es sich zu großen Teilen um den Abglanz oder Abklatsch hochkultureller Phänomene; man denke an die seit dem späten Mittelalter in der Literatur kultivierte Gestalt des ‚edlen Wilden‘ oder an die ‚Chinoiserien‘ des 18. Jahrhunderts. Für die populäre Kultur scheint aber charakteristisch, daß sich die entsprechenden Motive länger halten und daß bei ihrer Verwendung sehr viel mehr Farbe aufgetragen wird.

Exotismen lassen sich in vielen Bereichen nachweisen: in der in sich wieder sehr vielfältigen Zirkuswelt, in der Missionsliteratur, in Abenteuerromanen und in vielen Varianten der Unterhaltungs- und Trivilliteratur, in Oper und Operette, im Schlager, im populären Wandschmuck. Für all diese Bereiche liegen Untersuchungen vor, die hier nicht im einzelnen aufgeführt werden können.²

Dagegen sollen einige Gemeinsamkeiten kurz skizziert werden. Fast immer wird auf die Faszination durch das Fremde spekuliert. Es kann in eine sentimentale Perspektive gerückt werden; man denke an die Filme der 50er und 60er Jahre über farbige Besatzungskinder. Der Aspekt des Faszinierenden fällt aber im allgemeinen auch dort nicht weg, wo die Gefährlichkeit des Fremden ausgespielt wird; diese Gefährlichkeit wird dann meist als elementarer, ursprünglicher, gewissermaßen muskulöser geschildert.

Auffallend ist, daß die Einführung und Darstellung des Fremden häufig wissenschaftlich verbrämt wird. Dies war der Fall bei der „Schaustellung außereuropäischer Menschenrassen“ (so in der Gartenlaube 1884), wie sie von Hagenbeck

² Es mag genügen, auf zwei umfangreiche zusammenfassende Darstellungen zu verweisen: Institut für Auslandsbeziehungen & Württembergischer Kunstverein, 1987; Lorbeer & Wild, 1991.

und anderen Unternehmern parallel zur Tierschau eingeführt wurde (vgl. Oettermann, 1992), und es galt ebenso für die Missionstraktate, die vor allem Ende des 19. Jahrhunderts in großer Zahl erschienen (vgl. Schenda, 1970, S. 318f.). Weiter galt es für Reiseberichte und sogar für größere Teile der Unterhaltungsliteratur, deren Autoren allen Klischees zum Trotz auf Realitätsnähe pochten.

Ein weiteres Merkmal ist, daß das Bewußtsein eines relativ steilen Kulturgefälles im allgemeinen auch dort nicht angekratzt wurde, wo das Fremde und die Fremden mit deutlich positiven Vorzeichen ausgestattet wurden. Die von den Autoren anvisierte Denkfigur ist in der Regel, daß selbst in primitiven Verhältnissen – oder auch: gerade in primitiven Verhältnissen – Menschlichkeit gedeiht; gleichwohl wurde wenig Zweifel daran gelassen, daß es sich um primitive Verhältnisse handelt. Nur relativ selten wurde eine radikalere Umwertung vorgenommen (vgl. Kohl, 1981; Ritz, 1983), und selbst die Versuche, europäische Zivilisation ausdrücklich vom Standpunkt der ,Wilden‘ zu kritisieren (wie in den von Erich Scheurmann verfaßten Papalagi-Reden) gehen im Grunde vom gesicherten Tatbestand eines Gefälles aus.

4. *Begegnung mit dem Fremden: Tourismus*

Die Geschichte der Reisekultur (vgl. Bausinger et al., 1991) zeigt, daß die Erfahrung des Fremden früher sehr viel intensiver war. Während heute „Abenteuerurlaub“ programmiert und in standardisierter Form angeboten wird, waren früher bei Reisen unberechenbare Abenteuer grundsätzlich inbegriffen – und Abenteuer hieß fast immer Begegnung mit Fremdem und Fremden. Reisen waren bis weit ins 19. Jahrhundert hinein ganz überwiegend erzwungene Ortsveränderungen; insofern ist es nicht verwunderlich, daß in den frühen Reiseberichten von der Faszination des Fremden wenig zu spüren ist. Es gibt Ausnahmen – die bewundernswürdigste ist Michel de Montaigne, der sich in sehr moderner Weise an den von ihm erfahrenen kulturellen Varietäten erfreute und sich über diejenigen lustig machte, die auch im Ausland ängstlich am Korsett heimischer Gewohnheiten festhielten (vgl. Löschburg, 1977, S. 61f.).

Erst mit dem modernen Tourismus, dem geplanten Reisen zum Zwecke der Erholung, rückte die Faszination des Fremden stärker und allgemein ins Blickfeld. Ein gewisser Exotismus fungiert dabei als Form der Annäherung und allmählichen Eingemeindung; das Fremde wird nicht beseitigt, aber auf einen verträglichen Nenner des Andersseins gebracht, und aus dieser Alterität wird Genuß gezogen. Häufig erscheint das Fremde dabei sozial kodiert: Die Menschen in der Fremde sind einfache Leute, prädestiniert, Ursprünglichkeit und Frische vorzuführen. „Ich war wie elektrisiert, in jedem Nerv gehoben, entzückt über diese unbekann-

te, neue Welt von Poesie“, schreibt der Tübinger Ästhetikprofessor Friedrich Theodor Vischer³, als er bei einer Fußwanderung von Linz nach Salzburg und Tirol „Bauernvolk von noch ungebrochenem schwunghaften Schlage, freiem, frischem Wesen, stolzer Haltung und Schritt, malerischer Tracht“ erlebt. Wenig später wird es Vischer klar, daß Ursprünglichkeit eine im Betrachter verankerte Erkenntniskategorie ist und daß die ‚Bereisten‘ die Erwartung der Reisenden oft sehr bewußt bedienen. Heinrich Heine, ein besonders scharfsichtiger Beobachter, läßt sich darüber schon 1829 aus: „Der Tyroler hat eine Sorte von lächelndem, humoristischem Servilismus, der fast eine ironische Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint ist. Die Frauenzimmer in Tyrol begrüßen dich so zuvorkommend freundlich, die Männer drücken dir so derb die Hand und gebärden sich dabei so putzig herzlich, daß du fast glauben solltest, sie behandelten dich wie einen nahen Verwandten, wenigstens wie ihresgleichen; aber weit gefehlt, sie verlieren dabei nie aus dem Gedächtnis, daß sie nur gemeine Leute sind, und daß du ein vornehmer Herr bist, der es gewiß gern sieht, wenn gemeine Leute ohne Blödigkeit sich zu ihm herauflassen. Und darin haben sie einen naturrichtigen Instinkt; die starrsten Aristokraten sind froh, wenn sie Gelegenheit finden zur Herablassung, denn eben dadurch fühlen sie, wie hoch sie gestellt sind.“ (Heine, 1867, S. 51f.)

Das Zusammenspiel von Exotismus der Erwartung und entgegenkommendem Folklorismus gibt es noch immer (vgl. Herz, 1993, S. 155–202). Im Blick auf die jüngere Entwicklung des Tourismus läßt sich allerdings bilanzieren, daß das Fremde immer mehr entschärft wurde. Bezeichnend ist der standardisierte Charakter der Begegnungen mit dem Fremden; ‚sights‘ treten in den Vordergrund, und die Menschen fügen sich weithin als Statisten in dieses Bild der Sehenswürdigkeiten ein. Im Zusammenhang eines größeren Projekts (Europäisches Forum Florenz, 1993) bin ich der Frage nationaler Orientierungen im Tourismus nachgegangen – das überraschendste Ergebnis war, wie selten Äußerungen dazu auftauchen. Gewiß, es gibt national überhöhte touristische Landschaften wie etwa das Rheintal, in dem während des 19. Jahrhunderts ausdrücklich der historische Gegensatz zu Frankreich sichtbar gemacht wurde. Und natürlich gibt es auch immer wieder Äußerungen über die Begegnung mit Angehörigen fremder Nationen. Aber diese Äußerungen sind in den meisten Fällen schon ins vertraut Exotische übersetzt, und sie sind alles in allem, gemessen an der Zahl der Touristen und der Reiseberichte, erstaunlich selten. Murray und Baedeker haben bis zu einem gewissen Grad das Fremde hinter ihren normierten Empfehlungen verschwinden lassen.

3 Hierzu und zum folgenden vgl. Bausinger, 1990, S. 159–179.

5. Stereotypisierung des Fremden

Stereotypen machen das Fremde handhabbar und vertraut, ohne die Fremdheit zu beseitigen. Reiseerfahrungen und überhaupt die Begegnung mit Menschen anderer kultureller Gruppierungen sind häufig von stereotypen Vorstellungen geprägt oder mindestens beeinflusst.

Sozialpsychologische Untersuchungen zur Bildung und Geltung von Stereotypen stellen im allgemeinen die dominanten Klischees heraus und ordnen sie bestimmten Gruppen der Bevölkerung zu. Zentral ist dabei meist der Nachweis der in den Stereotypen liegenden Defizite: Übergeneralisierung, Erstarrung, Immunisierung. Seltener wird dagegen gefragt nach dem relativen Wahrheitsgehalt (viele Stereotypen sind aus tatsächlichen Merkmalen abgeleitet), nach der strukturellen Orientierungsfunktion (Stereotypen bewirken eine Ordnung diffusen Materials und damit eine Reduktion von Komplexität), nach der realitätsstiftenden Wirkung (Stereotypen bieten Identifikationsmöglichkeiten an)⁴.

All dies spielt bei der Begegnung mit Fremdem eine Rolle. Grundsätzlich ist die Begegnung mit Fremdem ja fast nie eine Begegnung mit völlig Fremdem – fast immer ist bereits ein Vorwissen vorhanden. Dieses Vorwissen filtert die Eindrücke und schirmt sowohl gegen ein Übermaß widersprüchlicher Wahrnehmungen wie gegen unerwünschte Impressionen ab. Günter Grass hat in seinen „Kopfgeburten“ in diesem Sinn von „Vorwissen als Schutzimpfung“ gesprochen.

Daß in der Fremde der typologische Bedarf besonders groß ist, liegt auf der Hand. Es gibt dafür ein in gewisser Weise klassisches Beispiel: Als Bert Brecht nach Amerika kam, fühlte er sich, wie er in seinem Arbeitsjournal notierte, ausgesetzt und verlassen, „als hätte man mir den Führer weggenommen gerade beim Eintritt in die Wüste“ (1973, S. 210). Wenig später faßte er seine Erfahrung in der Fremde in expressiv-absurden Bildern zusammen: er fühle sich wie „Franz von Assisi im Aquarium, Lenin im Prater, eine Chrysantheme im Bergwerk oder eine Wurst im Treibhaus“ (ebd., S. 275). Mit all diesen Metaphern ist ein Unzustand anvisiert, die totale Verunsicherung. Diesen Notizen stehen aber reflektierende Äußerungen gegenüber, Versuche, das amerikanische Leben auf einen oder ganz wenige Nenner zu bringen. Brecht sitzt dabei zu Gericht über die amerikanische Gesellschaft. In der Nähe zwar kann er das Positive nicht ganz wegschieben. Die Nachbarn „sind freundlich und schnüffeln nicht“, und „sie haben nicht das verkniffene neurotische Wesen der deutschen Kleinbürger, noch die Unterwürfigkeit und Überheblichkeit. Sie bewegen sich freier, mit mehr Anmut und keifen nicht“. Aber dann kippt die Argumentation um: „etwas Leeres und Bedeutungsloses“ sei an ihnen,

4 Zur Herausbildung von Stereotypen vgl. beispielsweise Gerndt, 1988.

weil eben in dieser Gesellschaft „etwas Unedles, Infames, Würdeloses allem Verkehr von Mensch zu Mensch anhaftet und von da übergegangen ist auf alle Gegenstände, Wohnungen, Werkzeuge, ja auf die Landschaft selber. Ein Mann, in der Frühe im Garten einen Band Lukrez lesend, wäre ein abgeschmackter Anblick, eine Frau, ihr Kind nährend, etwas Fades“ (Brecht, 1967, S. 294f., 297).

Da man in Deutschland bekanntlich jederzeit eine große Zahl Lukrez lesender Kleingärtner beobachten kann, bedarf die Passage keiner umständlichen Erläuterungen. Brecht machte hier den Versuch, die amerikanische Gesellschaft allein aus dem kapitalistischen Bedingungsrahmen heraus zu verstehen – allgemeiner gesagt: seinen typologischen Bedarf zu befriedigen und das fremde Gelände begehbar zu machen. Noch einmal: „Vorwissen als Schutzimpfung“.

6. *Kleiner Grenzverkehr*

Die Volkskunde hat, auf der Linie der ‚rheinischen Kulturraumforschung‘, umfangreiche Beiträge zur kulturgeographischen Dokumentation geliefert. Der ‚Atlas der deutschen Volkskunde‘, der im wesentlichen in den 20er und 30er Jahren entstand, sucht anhand der Kartographierung zahlreicher volkskultureller Erscheinungen (Brauchformen, Jahrestermine, Gerätschaften, Redensarten etc.) Kulturräume und indirekt Kulturbewegungen herauszuarbeiten. Die Auswertung der Karten ist gegenüber der Dokumentation zurückgeblieben⁵; aber schon die Betrachtung der Karten macht deutlich, daß die Grenzen verschiedener Erscheinungen selten kongruent verlaufen. Man hat es also mit Grenzbündeln zu tun. Die ‚kulturellen Grenzen‘ stimmen auch selten mit den neueren staatlichen Grenzen überein. Schon die französischen Ethnosoziologen van Gennep und Marcel Mauss haben darauf hingewiesen, daß es zur politischen Rhetorik der Inclusion gehört, die Bedeutung staatlicher Grenzen durch den Hinweis auf kulturelle Unterschiede zu steigern und sie so als wasserdichte Trennwände („cloisons étanches“) zwischen Gesellschaften zu verstehen (Mauss, 1969, S. 611).

Im Blick auf diese Sachverhalte erscheint es logisch, daß neuerdings der objektivierenden Betrachtung von Grenze und Grenzen eine Untersuchung der subjektiven Erfahrung von Grenzen gegenübergestellt wird. In einer ganzen Reihe von ethnographischen Projekten wurde die soziokulturelle Realität des kleinen Grenzverkehrs beschrieben und erörtert. „Kleiner Grenzverkehr“ ist bekanntlich ein juristischer Begriff: Der Bevölkerung in Grenzräumen werden besondere Rechte eingeräumt; die Rahmenbedingungen sind im allgemeinen durch zwischenstaat-

⁵ Die Möglichkeiten der Auswertung zeigt Wiegelmann, 1967.

liche Abkommen geregelt. Aber auch unabhängig von den juristisch gewährten Spielräumen ist der Umgang mit der Grenze (im konkreten Handeln und in den Köpfen) eine wichtige Möglichkeit für die Bevölkerung in Grenzregionen. Wer an der Grenze lebt, kennt die kleinen Vorzüge hüben und drüben; er läßt sich nicht abhalten von den Ritualen der Kontrolle und den Symbolen der Trennung, sondern spekuliert auf den Gewinn durch den Grenzübertritt, im Wirtschaftlichen oder im Kulturellen.

Damit ist schon gesagt, daß der kleine Grenzverkehr auch als aktive Auseinandersetzung mit dem Problem des Fremden verstanden werden muß; das Fremde und die Fremden werden in Grenzregionen von der Bevölkerung in eigener Weise (um-)definiert. In einer der entsprechenden Untersuchungen (Schilling et al., 1986) ist ein Beitrag überschrieben: „Muß Heimat an der Grenze enden?“

An unserem Tübinger Institut konzentrieren sich Forschungen zur Grenze im wesentlichen auf das badisch-elsäßische Gebiet. Die Ergebnisse einer studentischen Projektgruppe wurden in knappen „ethnographischen Skizzen“ festgehalten⁶; außerdem wurde das Thema in gemeinsamen Kolloquien mit der Faculté des Sciences Sociales, Pratiques Sociales et Développement der Universität Straßburg behandelt (vgl. Raphael, 1995). Es handelt sich aber nicht um eine südwestdeutsche Domäne. Der Wiener Roland Girtler schildert beispielsweise eindringlich Fremdheits- und Vertrautheitserlebnisse bei einer Radtour im italienischen Grenzgebiet, wobei er die Interferenzen zwischen nationalen, kulturellen und sozialen Grenzen herausstellt (Girtler, 1991). Die ehemaligen k. u. k. Gebiete bieten in dieser Hinsicht besonders reiches Anschauungsmaterial. Dies wird auch herausgestellt in einer Studie zum Burgenland und Westungarn, in der vor allem auch der Unterschied zwischen der früheren, durchlässigen, „normalen“ Grenze und der späteren strikt abgeschirmten Grenze betont wird (Horvath et al., 1992).

Dieses Thema – und damit die Erzeugung und Veränderung von Fremdheit in bestimmten politischen Konstellationen – war auch Gegenstand verschiedener Untersuchungen im deutsch-deutschen Grenzgebiet. Andreas Hartmann und Sabine Künsting haben beispielsweise viele Dutzend Erzählungen aus diesem Bereich gesammelt und publiziert (Hartmann & Künsting, 1990). Überschriften wie „Rübergehen“, „Die Grenze als Tatort“, „Die absurde Grenze“, „Die Öffnung“ deuten an, was für die Grenzbewohner wichtig und erzählenswert war (und wahrscheinlich ist). Besonders interessant sind Studien, die der Frage nachgehen, wie sich die wechselseitigen Bilder und Einschätzungen nach der politischen Wende

⁶ Vergleiche dazu die Veröffentlichung des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, 1991.

veränderten, wie also beispielsweise Wessis für Ostdeutsche von „Exoten aus 'ner ganz anderen Welt“ zu Leuten werden, die auch nur mit Wasser kochen (Kaschuba et al., 1992, S. 14–16), wie aber gleichwohl Fremdheitsgefühle auf beiden Seiten bestehen bleiben (Althaus, 1994).

7. Auswanderung

Zur Auswanderung, vor allem im 19. Jahrhundert, gibt es eine große Zahl historischer und auch einige volkskundliche Untersuchungen⁷, die im Blick auf das Rahmenthema *Fremde* eine besondere Chance bieten, weil hier Fremdheitserwartungen an Fremdheitserfahrungen gemessen werden können. Viele der Auswanderer aus deutschen Gebieten haben ihre Heimat allerdings erzwungenermaßen, als Folge sozialer Ausgrenzung, verlassen; insofern waren nicht immer Wunschmotive im Spiel. Aber es existierten doch Bilder und Vorstellungen von der fremden Welt, nach der sich die Auswanderer aufmachten.

Besonders für Amerika liegt dazu einiges Material vor, das freilich nicht zu naiv verwendet werden darf. Amerikalieder, in denen die Segnungen der Neuen Welt ausgemalt wurden, waren weit verbreitet. Aber wenn gesungen wurde: *In Amerika, da ist es fein – da wächst der Wein zum Fenster rein*, dann war dies mindestens halb ironisch gemeint. Die Briefe der bereits in Amerika eingetroffenen Auswanderer nährten keineswegs die Illusion eines bequemen Lebens; viele der Immigranten mußten ja zunächst einmal die Kosten der Überfahrt durch Sklavenarbeit abbezahlen. Die satirischen Blätter der Zeit stellten in Karikaturen das erträumte Amerika dem Auswandererelend gegenüber, und es gab Traktate, in denen die (geringen) Chancen der Auswandernden sehr nüchtern geschildert wurden.

Bloße Wunschvorstellungen konkurrierten also mit realistischen Einschätzungen. „In Amerika“, wird der Ausspruch eines alten deutschen Einwanderers kolportiert, „schwirren die gebratenen Tauben auch nicht in der Luft herum; allein, wenn sie einmal wider Erwarten zu mir fliegen sollten, so steht niemand daneben, der sie mir vor der Nase wegschnappt und statt meiner verzehrt“. In diesem Ausspruch verzahnen sich ökonomisches Denken und freiheitliche Gesinnung. Man wird unterstellen dürfen, daß nicht nur für die politischen Flüchtlinge, sondern auch für die Wirtschaftsflüchtlinge (um einen modernen Ausdruck zu verwenden) politische Motive mit im Spiel waren.

⁷ Vgl. Greverus, 1972; Assion, 1987. In größerem Zusammenhang finden sich Beiträge zur Auswanderung in Bade, 1992.

Sowohl die Auswanderungsmotive wie die Erfahrungsschritte in der Fremde sollten jedoch noch detaillierter erforscht werden. Außerdem wäre es wichtig, mehr aus anderen Auswanderungsregionen zu erfahren – beispielsweise über die ‚Chilisten‘, die sich – weil eine Einwanderung nach Palästina nicht möglich war – Anfang des 19. Jahrhunderts aufmachten zu ‚Bergungsorten‘ im Gebiet am Schwarzen Meer, um dort das baldige Ende der Geschichte und damit den Anfang des tausendjährigen Reichs Christi zu erwarten. Es ist nur wenig darüber bekannt, wie sich diese in sich geschlossenen Gruppen in der Fremde verhielten und wie sie das nicht eingetretene Weltende, also das Scheitern der Prophezeiungen erlebten und überlebten.

8. Die jüdische Bevölkerung: Zusammenleben und Ausgrenzung

Utz Jeggle hat in einer gründlichen historischen Studie das Leben in württembergischen Judendörfern analysiert (Jeggle, 1969); andere sind ihm mit Detailstudien zu einzelnen Orten gefolgt. Jeggle romantisiert nicht; er weist hin auf die „Diskrepanz der Wertvorstellungen“ und auf „Dissonanzen“ zwischen den jüdischen Gruppen und der nichtjüdischen Bevölkerung im Dorf und in der Umgebung. Was er schildert, ist nicht mehr als ein „labiles Gleichgewicht“, in dem Fremdheit nicht eskamotiert wurde, das aber doch Nachbarschaft ermöglichte. In einem kurzen Ausblick skizziert Jeggle das „Ende der Gemütlichkeit“, die langsame Durchsetzung mit und von tödlicher Fremdheit, die Aktivierung von Vorurteilen, die egoistische Ausgrenzung der Stigmatisierten.

Franziska Becker hat diesen Prozeß in einer Einzelstudie genauer verfolgt (Becker, 1994). Außerdem hat Jeggle die entsprechenden Fragen aufgenommen in ein größeres Projekt, das sich mit der lokalen und regionalen Geschichte des Nationalsozialismus, vor allem aber mit den Erinnerungen an diese Geschichte befaßt (Jeggle, 1989). Dabei werden einerseits die Strategien systematischen ‚Fremdmachens‘ gezeigt, die in der nationalsozialistischen Propaganda im Blick auf die jüdische Bevölkerung angewandt wurden, andererseits die schleichende subjektive Adaptation dieser Strategien und die Methoden des späteren Umgangs mit dieser Geschichte, wobei Verfälschen, Verdrängen, Vergessen zentrale Stichwörter sind. Die Geschichte der jüdischen Bevölkerung und ihrer Kultur und ihre Liquidierung bilden weiterhin wichtige Forschungsgegenstände – exemplarische Problemfelder für den Prozeß der Erzeugung, Verstärkung und Ausgrenzung von Fremdheit.

9. Zuwanderung: Heimatvertriebene und Flüchtlinge

In einem Essay zur Reiseliteratur norddeutscher Wien-Besucher im 18. Jahrhundert findet sich die Bemerkung, daß gerade deutsche Reisende sehr schwer mit den österreichischen Besonderheiten umgehen konnten: wo Fremdes nur in Nuancen erfahren werde, sei es schwieriger zu begreifen und einzuordnen „als das entschiedener Fremde, das sich definieren, abgrenzen läßt unter gleichzeitiger Bestimmung von Gemeinsamem und Verwandtem“ (Brinkmann, 1975, S. 7–42; vgl. auch Brenner, 1990, S. 176f.). Aus diesem Grunde ist eine Untersuchung der Begegnung mit ‚nahen Fremden‘, mit vertrauten Fremden, um es paradox zu sagen, besonders interessant.

Eine gute Möglichkeit dafür bot der Zustrom von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg. Unser Tübinger Institut begann Mitte der 50er Jahre mit Akkulturationsuntersuchungen in Neusiedlungen, die in größerer Zahl, oft überwiegend, von Zuwanderern bewohnt waren. Im Jahr 1959 wurden die Ergebnisse publiziert, 1963 erschienen sie erweitert durch einige zusätzliche Beobachtungsorte (Bausinger et al., 1963).

Die Studie macht deutlich, daß der Prozeß der ‚Eingliederung‘ keineswegs so reibungslos und freundlich vor sich ging, wie dies später im idealisierenden Rückblick oft dargestellt wurde. Die Tatsache, daß Arbeitsplätze nicht knapp waren, entschärfte zwar die Situation, aber die Zuwanderer konkurrierten jedenfalls um Wohnraum, und sie wurden als (mehr oder weniger) Fremde betrachtet. Sie blieben dies auch lange – interessanterweise wurde in Dörfern die Beobachtung gemacht, daß die deutschen Zuwanderer aus dem Osten erst dann wirklich akzeptiert wurden, als die ersten Gruppen von sogenannten Gastarbeitern, vor allem aus Italien, die Rolle der Fremden übernommen hatten (Schwedt, 1970). Die Ausgrenzungsmechanismen unterschieden sich teilweise nicht von denen, die später gegenüber ausländischen Arbeitsmigranten angewandt wurden. Es gab beispielsweise die Geschichte vom Schwein, das Flüchtlingsfamilien angeblich in der Badewanne hielten – Ausdruck urbaner Distanz zur vermeintlichen oder auch wirklichen ländlichen Zurückgebliebenheit der Zuwanderer. Die pauschale Attribuierung *fremd* wurde also konkret unterbaut, wurde zusätzlich sozial kodiert.

Besonders aufschlußreich aber waren die Erkenntnisse über das Verhalten und die Erfahrungen der Zuwanderer selbst, die mit dem Bewußtsein ihrer Fremdheit – oder doch Liminalität – lebten und damit umgehen mußten. Dabei waren sehr verschiedenartige Strategien zu beobachten, wobei die Unterschiede teilweise in Zusammenhang mit den Herkunftslandschaften, teilweise mit der Bruchlinie städtisch/ländlich und teilweise mit sozialen Milieus gebracht werden konnten. Dies betraf etwa Unterschiede im Herstellen oder Verbergen von Zeichen des

Fremden – Kopftücher und Holzpantinen wurden von der ländlichen Bevölkerung der Donauschwaben häufig weggepackt, städtische Festtrachten wurden dagegen beispielsweise von der aus Schlesien und der Tschechoslowakei kommenden Bevölkerung stolz getragen.

Schematisch konnten verschiedene Typen der Akkulturation unterschieden werden: die naive Beharrung – also eine Fortschreibung der kulturellen Attitüden trotz der Fremdheit; naive Einfügung – also ein selbstverständlicher, relativ unreflektierter Übergang in die neue Kultur; sentimentalische Beharrung – die bewußte Pflege und Demonstration mitgebrachter Traditionen; schließlich sentimentalische Einfügung – charakterisiert durch den angestregten Versuch, Fremdheit abzulegen und hier Heimat zu finden (Bausinger, 1956, S. 9–16). Die konkreten Befunde zu diesen – idealtypischen – Haltungen können hier nicht ausgebreitet werden; aber es liegt auf der Hand, daß in jenem Raum erzwungener Fremdheit höchst aufschlußreiche Verhaltensweisen und Bewegungen zwischen alter und neuer Heimat beobachtet werden konnten.

In der ganzen Wissenschaft (auch der Soziologie und der Ökonomie) waren die Heimatvertriebenen in den 70er Jahren so gut wie kein Thema mehr – die Eingliederung galt als vollzogen; selbst in der offiziellen Statistik tauchte die Kategorie heimatvertrieben kaum mehr auf. Nur die im engeren Sinne volkskundliche Arbeit wurde fortgesetzt: Erinnerungen an Traditionen der Herkunftsgebiete wurden festgehalten, alte Überlieferungen gesammelt; das Problem der Akkulturation schien sich nicht mehr zu stellen. Erst im Verlauf der 80er Jahre wurden entsprechende Fragen erneut aufgegriffen (vgl. Schulze et al., 1987) – manchmal interressanterweise angestoßen von Angehörigen der zweiten Generation der Flüchtlinge, die bemerkten, daß sie Liminalität gewissermaßen noch immer in sich trugen. Im Tübinger Ludwig-Uhland-Institut wurde vor zwei Jahren eine Studie in Angriff genommen, die – nach einem Zwischenraum von rund 30 Jahren – erneut fragt, wie das Leben in einigen der seinerzeit untersuchten Neusiedlungen aussieht (Köhle-Hezinger & Projektgruppe, 1995).

10. Zuwanderung: Arbeitsmigration

In der Einleitung zum Forschungskonzept der Arbeitsgruppe *Die Herausforderung durch das Fremde* wird im Blick auf zugewanderte Fremde eine Unterscheidung vorgeschlagen zwischen Absorption, Enklavenbildung, Integration. Dies sind nicht nur analytische, in Ansätzen empirisch faßbare, sondern auch programmatische Unterschiede, die geradezu verschiedene Phasen der Arbeitsmigration nach Deutschland gliedern.

Am Anfang dieser Migrationsbewegung gab es keine sehr ausgeprägten Vorstellungen über die zu erwartende Entwicklung; man redete von *Gastarbeitern*, rechnete mit der Rotation der Arbeitskräfte – und auch die Migranten selbst gingen von dieser Vorstellung aus. Als sich abzeichnete, daß zumindest ein Teil der zugewanderten ausländischen Bevölkerung für längere Zeit oder auf Dauer in Deutschland bleiben würde, operierte man häufig mit dem Fernziel der Assimilation. Die entsprechenden Plädoyers waren nur teilweise Ausdruck hegemonialer Haltung; zum Teil wurde für weitestgehende Assimilation plädiert, weil nur so mögliche Chancengleichheit zu erreichen sei. Faktisch aber wiederholte sich, was sich im Zuge der massierten Einwanderung nach Nordamerika der *melting-pot*-Ideologie zum Trotz abgespielt hatte: Die ausländischen Zuwanderer lebten (und leben) praktisch in Kolonien, selbst wenn diese räumlich nicht segregiert sind, und sie beharren in wichtigen Teilbereichen auf ihrer Kultur. Die Antwort darauf war die These von der zu bewahrenden und zu respektierenden *kulturellen Identität* – bis sich auch dieser Gedanke als problematisch erwies: Die Propagierung kultureller Identität kann der Erstarrung Vorschub leisten; sie läßt innere Entwicklungen nicht oder kaum zu, geschweige denn die Öffnung zu anderen Kulturen hin. Für die Bestimmung kultureller Identität ist entscheidend, wer über die politische Definitionsmacht verfügt. Sie kann für Teile der Bevölkerung geradezu befremdend wirken, und sie bildet für diejenigen ein starres Gefängnis, die in ihre Identität auch Elemente der deutschen Kultur aufnehmen wollen. Die Angehörigen der zweiten und dritten Generation müssen vielfach, um ihre persönliche Identität zu wahren, einen Teil der mitgebrachten, ihnen durch die Älteren vermittelten Traditionen verwerfen, um in ihrer Zwischenwelt leben zu können (vgl. Bausinger, 1986). Wirkliche Integration ist wohl nur möglich, wenn verschiedene Optionen offengehalten werden.

Dieses Problem (wie die ganze ‚Ausländerproblematik‘) ist in vielen Forschungen aufgegriffen, in zahlreichen Artikeln und Büchern diskutiert worden (vgl. Bade, 1993); es ist nicht möglich, darauf hier im einzelnen einzugehen. Dagegen mag unter dem Aspekt der Fremde noch erwähnt werden, daß die einheimische Bevölkerung häufig nach Graden von Fremdheit differenziert und ordnet. Maßgebend sind dabei nicht nur offenkundige Unterschiede im Aussehen, sondern beispielsweise auch die Dauer der Anwesenheit: Italiener sind für viele Deutsche ‚eigentlich keine Fremden mehr‘, und in den Betrieben hat sich – auch unter den ausländischen Arbeiterinnen und Arbeitern – vielfach eine Hierarchie herausgebildet, in der die am frühesten Zugewanderten (vielfach Italiener) meistens die höchsten, die zuletzt Gekommenen (oft die Türken) die niedrigste Position einnehmen. Unterscheidungen werden aber auch getroffen nach dem politisch-rechtlichen Status der Ausländerinnen und Ausländer; Asylbewerber werden anders beurteilt als die hier schon länger ansässigen ausländischen Arbeiter und ihre Familien.

Hinsichtlich des alltäglichen Umgangs mit den Fremden wurde verschiedentlich die Beobachtung gemacht, daß negative Stellungnahmen mit der Projektion unterdrückter Wünsche zusammenhängen oder doch zusammenhängen können. Es ist auffallend, daß besonders häufig libertäre Attitüden gerügt werden: das Laute, das Sinnliche, die Unbefangenheit der Kommunikation. Daß hier verdrängte Wünsche im Spiel sein können, wird nahegelegt durch die Tatsache, daß solche Haltungen im lockeren Milieu des Urlaubs als positiv erlebt, im konventionellen Korsett des heimischen Alltags dagegen deklassiert werden.

Dabei gibt es allerdings, wie überhaupt in der Einstellung gegenüber Fremden, gewichtige schichtspezifische Unterschiede; daß diese in aller Regel ignoriert werden und vielfach pauschal von der Haltung der deutschen Bevölkerung gesprochen wird, ist ein gravierender Mangel vieler Untersuchungen.

11. Die Inszenierung des Fremden

Trotz aller Abschließungstendenzen werden Teilbestände der fremden Kulturen schon lange und fast überall für die einheimische Bevölkerung inszeniert. Die exotische Folklore der räumlichen Nachbarn fungiert bei Stadtfesten u. ä. als unverbindliches Angebot zur Kontaktnahme, das auch von denen akzeptiert wird, die mit den Ausländern schlechterdings nichts zu tun haben wollen. Über die Auswirkung läßt sich streiten: Einerseits handelt es sich, so flüchtig die Begegnung sein mag, jedenfalls um einen ersten Kontakt; andererseits erscheint so das Leben der ausländischen Gruppen fälschlich durch eine Stimmung harmloser Fröhlichkeit charakterisiert.

In der Kultur und Kulturpolitik der großen Städte hat die entsprechende Erscheinung nicht nur ein anderes Ausmaß, sondern auch eine andere Qualität angenommen. Hier erscheint zum ersten Mal das Fremde nicht nur als exotischer Tupfer im Angebot, sondern als wichtigste Signatur. In einigen Städten – wie in Frankfurt am Main und ähnlich auch in Berlin – ist diese Tendenz besonders ausgeprägt (vgl. Welz & Projektgruppe Ludwig-Uhland-Institut, 1992); aber auch anderswo wird bewußt Multikultur zum kulturpolitischen Programm oder Teilprogramm gemacht.

Multikultur erscheint hier als Auffangbecken und Absorptionsmöglichkeit für soziale Probleme. Es handelt sich um ein Angebot an die Fremden, aber auch um die Vermittlung zwischen fremder und einheimischer Kultur im Zeichen postmoderner Grenzöffnungen. Babylon gilt hier nicht als Symbol der Zerstörung, sondern als Chance (Cohn-Bendit & Schmid, 1992); „Zusammen leben wir bunt“ heißt ein Slogan, mit dem in Frankfurt für Multikultur geworben wird. Es handelt sich dabei nicht (mehr) um ein Exklusivangebot für liberale Yuppies; eine frag-

mentierte Identität, spielerisch angereichert durch Exotismen, scheint allgemein üblich geworden. Im Idealfall handelt es sich um die Haltung, die schon Michel de Montaigne in Worte faßte: „Es findet sich ebenso viel Verschiedenheit zwischen uns selbst und uns wie zwischen uns und anderen.“ Die eigene, gebrochene und multiple Identität wird in Beziehung gesetzt zur Vielfalt der Kulturen und Lebensweisen.

Ob dies schlechterdings verallgemeinert werden darf, ist freilich eine Frage, die eine genauere Untersuchung fordert. Es ist nicht damit zu rechnen, daß das multikulturelle Angebot für differente Schichten und Gruppen die gleiche Funktion hat. Man kann durchaus die Frage stellen, ob damit nicht das Gros der Bevölkerung überfordert ist, ob nicht sogar regressive ethnische und nationale Bekenntnisse in ihrer Eindeutigkeit auch als Antwort auf diese Zumutung zu verstehen sind. Spielerische, wechselnde Identitäten und damit wirkliche multikulturelle Aufgeschlossenheit sind vermutlich bei Forscherinnen und Forschern häufiger anzutreffen als bei den Erforschten.

12. Das Verschwinden des Fremden?

Die Inszenierungen der Multikultur sorgen zwar für eine Art ‚Levitation‘ des Fremden, indem sie bis zu einem gewissen Grad die spezifischen kulturellen Signaturen ‚vergleichgültigen‘; andererseits spielen sie diese aber auch aus als Akzente in einem übergreifenden Angebot. Es gibt jedoch auch Tendenzen, welche die Frage nahelegen, ob das Fremde nicht überhaupt im Verschwinden begriffen ist. Dabei ist einmal an Szenarien zu denken, welche den „virtuellen Welten“, den auf technischem Wege erzeugten Bildern und Milieus im subjektiven Erleben den Charakter voller und besonders starker Wirklichkeit zuschreiben; wenn so die traditionelle Realität hinter künstlich erzeugten Wirklichkeiten verschwindet, bedeutet dies nicht nur eine Relativierung von nah und fern, sondern auch von vertraut und fremd. Ich gehe darauf nicht ein, weil ich das Gewicht dieser Entwicklung für bei weitem überschätzt halte. Es handelt sich meines Erachtens nicht um eine völlig neue Erkenntnisstruktur, sondern höchstens um ein ‚Erkenntnispiel‘ (parallel gedacht zu Wittgensteins Sprachspiel), neben und vor dem auch andere ihre Geltung bewahren.

Habhaftere kulturwissenschaftliche Fragen werden durch eine andere (teilweise damit verknüpfte) Tendenz aufgeworfen: die Globalisierung der Kultur – im Klartext: die Überlagerung der vielfältigen Kulturen mit einer Superstruktur westlichen, euroamerikanischen Zuschnitts. Die Formel vom ‚globalen Dorf‘ läßt sich aber empirisch nicht einholen. Konkrete Beobachtungen zeigen, daß es sich nicht um eine lückenlose Überlagerung, schon gar nicht um eine wirkliche Unterwan-

derung handelt, sondern daß hier ein bestimmter Teil des Modernisierungsangebots in verschiedenen Kulturen nicht nur in verschiedenem Umfang, sondern auch auf verschiedene Weise genutzt wird.

Die vergleichenden Medienuntersuchungen, in denen eruiert wurde, daß „Dallas“ und „Dynasty“ in Nordamerika, Schweden, Deutschland, Indochina, Japan etc. je verschieden rezipiert werden (vgl. Seiter, 1989), erscheinen mir dabei eher verharmlosend, da die Produkte selbst ja doch einen festen inhaltlichen Rahmen und damit auch eine gewisse Wertskala vorgeben. Wichtiger ist in dem Zusammenhang, daß beispielsweise 90 Prozent aller europäischen Fernsehproduktionen ihr Herkunftsland nicht verlassen (vgl. EG-Kulturdokumentation, 1992, S. 40), daß sich also der elektronische Kulturimperialismus in Grenzen hält. In vielen kulturellen Bereichen sind außerdem nicht nur Übernahmen, sondern auch entschiedene Resistenzen zu beobachten; außerdem wurde festgestellt, daß allenthalben Kontaminationsformen entstehen (Vattimo, 1990, S. 172ff.). Ulf Hannerz (1992, S. 265f.) spricht von Tendenzen zur „Kreolisierung“ in den Kulturen.

Die Gefahr – könnte man nicht auch sagen: die Chance? – einer Welteinheitskultur, die Fremde beseitigt, erscheint mir gering. Dagegen scheint es mir diskutabel, über das partielle Verschwinden von Fremdheit nachzudenken, das in der sehr viel stärkeren Durchmischung von kulturellen Formen, aber auch von Populationen begründet ist. Noch einmal zurück zur Welt der Dinge: In meiner Kindheit gab es Kolonialwarenläden, in denen das Fremde sinnlich vermittelt wurde – über den Duft der Gewürze, den Anblick seltener exotischer Früchte (als da waren: Bananen und Orangen), die ganze Atmosphäre. In einem heutigen Supermarkt finden sich wohl hundertmal mehr Waren exotischen Ursprungs; aber die Kategorie des Fremden spielt im Kopf der Konsumentinnen und Konsumenten (die mit Preisvergleichen und Geschmacksorientierungen befaßt sind) kaum eine Rolle.

Auch Fremde, fremde Personen, haben vielfach ihre Auffälligkeit eingebüßt. In Stuttgart wird erzählt, daß unmittelbar nach dem Krieg – die ersten Straßenbahnen fuhren gerade wieder – eine alte Frau von der Stadtmitte zurück in ihre Wohnung fuhr. Ihr gegenüber saß ein farbiger amerikanischer Soldat in Zivil. Die Frau habe ihn pausenlos angestarrt, sich schließlich kurz vor dem Aussteigen ein Herz gefaßt und ihn gefragt: „Sie sind aber net von hier?“ Der Schwarze habe wahrheitsgemäß verneint, worauf die Frau sagte: „Drum!“ Dies ist eine deutlich historische Anekdote – heute fällt ein Farbiger in einer Großstadt nicht mehr auf. Freilich: er fällt nicht mehr auf, obwohl er farbig ist – und in dieser Feststellung ist enthalten, daß die Kategorie fremd in solchen friedlichen Situationen zwar leichtgewichtiger geworden ist, daß sie aber nicht abgedankt hat, sondern von Fall zu Fall abrufbar ist. Was angesichts der Aggressionen gegen Fremde inmitten der neutralisierten Konsumwelt nicht eigentlich bewiesen werden muß.

Literatur

- Althaus, Hans-Joachim, 1994: Das Bild vom Osten Deutschlands. Erzählungen über Reisen vor und nach der Wende, Diss., Tübingen
- Assion, Peter, 1987: Von Hessen in die Neue Welt. Eine Sozial- und Kulturgeschichte der hessischen Amerika-Auswanderung mit Text- und Bilddokumenten, Frankfurt a. M.
- Bade, Klaus J. (Hg.), 1992: Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München
- Bade, Klaus J., 1993: Zusammenleben in einem multikulturellen Staat. Probleme und Perspektiven. In: Bertelsmann-Stiftung (Hg.), Carl Bertelsmann-Preis. Einwanderung und Integration von Ausländern in einer Zeit des Wandels, Gütersloh, 59–74
- Bausinger, Hermann, 1956: Beharrung und Einfügung. Zur Typik des Einlebens der Flüchtlinge. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, 2, 9–16
- Bausinger, Hermann (Hg.), 1986: Ausländer – Inländer. Arbeitsmigration und kulturelle Identität, Tübingen
- Bausinger, Hermann, 1988: Das Bild der Fremde in der Alltagskultur. In: Universitas, 43, 946–955
- Bausinger, Hermann, 1990 (1971): Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse, 5. Aufl., Tübingen
- Bausinger, Hermann, 1991: Lauter Ausländer ... Die südwestdeutsche Kultur als Importerzeugnis. In: Wehling, Hans-Georg et al., Baden-Württemberg. Eine politische Landeskunde, Teil II, Stuttgart, Berlin, Köln, 58–75
- Bausinger, Hermann et al., 1963: Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen, 2. Aufl., Stuttgart
- Bausinger, Hermann et al. (Hg.), 1991: Reisekultur, München
- Becker, Franziska, 1994: Gewalt und Gedächtnis, Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfolgung einer jüdischen Landgemeinde, Göttingen
- Brecht, Bertolt, 1967: Briefe an einen erwachsenen Amerikaner. In: ders., Gesammelte Werke. 20. Band, Frankfurt a. M.
- Brecht, Bertolt, 1973: Arbeitsjournal. 1. Bd., Werner Hecht (Hg.), Frankfurt a. M.
- Brenner, Peter J., 1990: Der Reisebericht in der deutschen Literatur, Tübingen
- Brinkmann, Richard, 1975: Nördliche Wien-Reisende im 18. Jahrhundert. In: Kudsus, Winfried & Hinrich Seeba (Hg.), *Austriaca*. Beiträge zur österreichischen Literatur, Tübingen, 7–42
- Cohn-Bendit, Daniel & Thomas Schmid, 1992: Heimat Babylon. Das Wagnis der multikulturellen Demokratie, Hamburg
- Das Dorf, woher kommt es – wohin geht es? (Tagungsbericht) in: Schwäbische Heimat, 5/1954, 283–291
- EG-Kulturdokumentation, 1992: EG-Kulturdokumentation (Konzeption: Veronika Ratzböck), 2. Aufl., Wien
- Europäisches Forum Florenz, 1993: Les identités régionales et nationales en Europe aux XIXe et XXe siècles, Forschungsprogramm 1993/94, Florenz
- Gerndt, Helge (Hg.), 1988: Stereotypenvorstellungen im Alltagsleben, München
- Girtler, Roland, 1991: Über die Grenzen. Ein Kulturwissenschaftler auf dem Fahrrad, Linz

- Greverus, Ina-Maria, 1972: *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*, Frankfurt a. M.
- Grimm, Jacob, 1953: *Deutsche Mythologie*. 1. Band, Nachdruck der vierten Ausgabe, Tübingen
- Hannerz, Ulf, 1992: *Cultural Complexity. Studies in the Social Organisation of Meaning*, New York
- Hartmann, Andreas & Sabine Künsting, 1990: *Grenzgeschichten. Berichte aus dem deutschen Niemandsland*, Frankfurt a. M.
- Heine, Heinrich, 1867: *Reisebilder*, 2. Teil, Kapitel XI. In: ders., *Sämtliche Werke*, 2. Band, Hamburg
- Herz, Dieter, 1993: *Hindelang und seine Gäste. Zum Verhältnis zwischen Einheimischen und Urlaubern in einem oberallgäuer Fremdenverkehrsort, Weißenhorn*
- Horvath, Traude & Eva Müllner (Hg.), 1992: *Hart an der Grenze. Burgenland und Westungarn*, Wien
- Institut für Auslandsbeziehungen & Württembergischer Kunstverein (Hg.), 1987: *Exotische Welten – Europäische Phantasien*, Stuttgart
- Jahn, Friedrich Ludwig, 1980 (1813): *Deutsches Volksthum*, Nachdruck, Hildesheim, New York (Leipzig)
- Jeggle, Utz, 1969: *Jugenddörfer in Württemberg*, Tübingen
- Jeggle, Utz, 1972: *Fremdheit und Initiative*. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 68, 42–60
- Jeggle, Utz et al., 1989: *Nationalsozialismus im Kreis Tübingen. Eine Heimatkunde*, 2. Aufl., Tübingen
- Kaschuba, Wolfgang et al., 1992: *Blick-Wechsel Ost-West. Beobachtungen zur Alltagskultur in Ost- und Westdeutschland*, Tübingen
- Köhle-Hezinger, Christel & Projektgruppe, 1995 (im Druck): *Neue Siedlungen. Folgestudie*, Tübingen, Stuttgart
- Kohl, Karl-Heinz, 1981: *Entzauberter Blick. Das Bild des Guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation*, Berlin
- Lindner, Rolf, 1989: *Kulturelle Randseiter. Vom Fremdsein und Fremdwerden*. In: Giordano, Christian et al. (Hg.), *Kultur anthropologisch. Eine Festschrift für Ina-Maria Greverus*, Frankfurt a. M., 15–28.
- Löschburg, Winfried, 1977: *Von Reiselust und Reiseleid*, Frankfurt a. M.
- Lorbeer, Maria und Beate Wild (Hg.), 1991: *Menschenfresser, Negerküsse. Das Bild vom Fremden im deutschen Alltag*, Berlin
- Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, 1991: *Zur Grenze. Ethnologische Skizzen*, Tübingen
- Mauss, Marcel, 1969: *La Nation*, in: ders., *Œuvres*, vol 3, *Cohésion sociale et division de la sociologie*, ed. par Victor Karady, Paris, 573–630
- Oettermann, Stephan, 1992: *Fremde. Der. Die. Das. Völkerschauen und ihre Vorläufer*, In: Kosok, Lisa & Mathilde Jamin (Hg.), *Viel Vergnügen. Öffentliche Lustbarkeiten im Ruhrgebiet der Jahrhundertwende*, Essen, 81–100
- Raphael, Freddy (Hg.), 1995 (im Druck): *Limites, seuils et passages*, Paris
- Riehl, Wilhelm Heinrich, 1958 (1859): *Volkskunde als Wissenschaft*. In: Lutz, Gerhard (Hg.), *Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme*, Berlin, 23–36

- Ritz, Hans, 1983: Die Sehnsucht nach der Südsee. Bericht über einen europäischen Mythos, 2. Aufl., Göttingen
- Rölleke, Heinz, 1993: Kinder- und Hausmärchen (Artikel). In: Enzyklopädie des Märchens 7. Band, Berlin, New York
- Schenda, Rudolf, 1970: Volk ohne Buch, Studien zur Sozialgeschichte populärer Lese-
stoffe 1770–1910, Frankfurt a. M.
- Schilling, Heinz et al., 1986: Leben an der Grenze. Recherchen in der Region Saar-
land/Lorraine, Frankfurt a. M.
- Schulze, Rainer et al., 1987: Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nach-
kriegsgeschichte. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige For-
schungsarbeit, Hildesheim
- Schwedt, Herbert, 1970: Rundfunkvortrag
- Seiter, Ellen et al. (Hg.), 1989: Remote control. Television, Audiences and Cultural Power,
New York
- Sombart, Werner, 1921: Die Fremden. In: ders., Der moderne Kapitalismus, Band I, 2,
München, Leipzig, 883–895
- Valentin, Karl, 1981: Gesammelte Werke. Jubiläumsausgabe in vier Bänden. 1. Band,
München
- Vattimo, Gianni, 1990: Das Ende der Moderne, Stuttgart
- Welz, Gisela & Projektgruppe Ludwig-Uhland-Institut, 1992: Multikultur Journal: Welt-
stadt Frankfurt am Main?, Tübingen
- Wiegmann, Günter, 1967: Alltags- und Festspeisen, Marburg